



GUDRUN
LERCHBAUM

Die Venezianerin
und der
Baumeister

atb

HISTORISCHER ROMAN

Informationen zum Buch

Die Architektur des Glücks

Vom Aufstieg und Werdegang einer der größten Ikonen der italienischen Baukunst: Andrea Palladio.

Eine berührende Liebesgeschichte vor der Kulisse einer bewegten Epoche

Vicenza 1526–1548. Seit ihrer Kindheit schwärmt Mariangela für den Steinmetz Andrea Palladio. Doch entgegen all ihren Hoffnungen heiratet Andrea ihre Ziehschwester Allegra. Erst als er einen Totschlag begeht, um Mariangelas Leben zu retten, verzeiht sie ihm den Verrat und steht während seines ehrgeizigen Aufstiegs vom einfachen Handwerkersohn zum gefeierten Architekten immer an der Seite seiner Familie. Es wird viele Jahre dauern, bis sie sich von ihrer Liebe zu Andrea lösen und ihr eigenes Glück finden kann.

Gudrun
Lerchbaum

**Die Venezianerin
und der
Baumeister**



Historischer Roman

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Zitat

Erster Teil

Vicenza, Mai 1526

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Vicenza, Februar 1530

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Vicenza, April 1530

Siebentes Kapitel

Padua, April 1530

Achtes Kapitel

Vicenza, April 1530

Neuntes Kapitel

Vicenza, November 1530

Zehntes Kapitel

Vicenza, Juni 1531

Elftes Kapitel

Vicenza, August 1533

Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vicenza, September 1533
Vierzehntes Kapitel
Vicenza, November 1533
Fünfzehntes Kapitel
Vicenza, April 1534
Sechzehntes Kapitel
Vicenza, Juli 1534
Siebzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Vicenza, August 1534
Neunzehntes Kapitel
Vicenza, Oktober 1534
Zwanzigstes Kapitel
Vicenza, November 1534
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel

Zweiter Teil

Vicenza, April 1538
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechszwanzigstes Kapitel
Vicenza, Mai 1538

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Vicenza, Juli 1538

Achtundzwanzigstes Kapitel

Padua, August 1538

Neunundzwanzigstes Kapitel

Vicenza, Juli 1539

Dreißigstes Kapitel

Einunddreißigstes Kapitel

Um Vicenza, September 1539

Zweiunddreißigstes Kapitel

Dreiunddreißigstes Kapitel

Von Bassano del Grappa nach Cittadella, September 1539

Vierunddreißigstes Kapitel

Vicenza, April 1541

Fünfunddreißigstes Kapitel

Sechsenddreißigstes Kapitel

Dritter Teil

Vicenza, Oktober 1545

Siebenunddreißigstes Kapitel

Vicenza, November 1545

Achtunddreißigstes Kapitel

Rom, Dezember 1545

Neununddreißigstes Kapitel

Vicenza, Dezember 1545

Vierzigstes Kapitel

Rom, Februar 1546

Einundvierzigstes Kapitel

Zweiundvierzigstes Kapitel

Vicenza, Februar 1546

Dreiundvierzigstes Kapitel

Vierundvierzigstes Kapitel

Pianura Padana, März 1546

Fünfundvierzigstes Kapitel

Vicenza, März 1546

Sechsendvierzigstes Kapitel

Siebenundvierzigstes Kapitel

Vicenza, Mai 1546

Achtundvierzigstes Kapitel

Neunundvierzigstes Kapitel

Fünfzigstes Kapitel

Einundfünfzigstes Kapitel

Vicenza, August 1546

Zweiundfünfzigstes Kapitel

Vicenza, November 1546

Dreiundfünfzigstes Kapitel

Rom, April 1547

Vierundfünfzigstes Kapitel

Vicenza, Mai 1547

Fünfundfünfzigstes Kapitel

Vicenza, Juni 1547

Sechsendfünfzigstes Kapitel

Siebenundfünfzigstes Kapitel

Achtundfünfzigstes Kapitel

Neunundfünfzigstes Kapitel

Sechzigstes Kapitel

Nachbemerkung

Ich danke

Über Gudrun Lerchbaum

Impressum

Wem dieses Buch gefallen hat, der liest auch gerne ...

»Und so sag ich vom Palladio:
er ist ein recht innerlich und von innen heraus
großer Mensch gewesen.«

Johann Wolfgang von Goethe

ERSTER TEIL



VICENZA, MAI 1526

Erstes Kapitel



Mariangela stand auf dem Fensterbrett, die Arme seitwärts ausgebreitet. Sie wollte der Mutter folgen, die sich wie eine Schwalbe in das weite Blau erhob, sich immer weiter von ihr entfernte, kaum noch zu unterscheiden von den anderen, die dort flogen, kaum noch einzuholen. Sie musste doch wissen, dass Mariangela ihr nicht folgen konnte, musste zu ihr zurückkehren. Schon war ihre Mutter nur noch ein Punkt in der Ferne, der im nächsten Augenblick für immer verschwinden würde. Nur eines blieb Mariangela: Sie musste springen, dass auch ihre Arme zu Flügeln würden.

»Ich will weg, hier stinkt's!«

Die Worte rissen Mariangela aus ihrem Traum. Sie fand sich auf dem Bett wieder, einen Arm um den Körper der Mutter geschlungen, die sich nicht bewegt hatte, noch immer nicht.

»Sei still, Fabio! Wir müssen nachsehen, sonst gibt es Ärger.«

Gedämpft drang die Mädchenstimme durch die Kleidungsstücke und Decken, unter denen Mariangela auf

dem Bett begraben lag. Fremde in ihrer Wohnung. Wenn die Mutter doch nur aufwachte! Mariangela hielt den Atem an, ein Hämmern in ihrer Brust, das den ganzen Körper erfasste. Sie wollte Luft holen, endlich Luft holen. Doch nur solange sie die Erstarrung der Mutter teilte, konnte sie an ihrer Seite bleiben.

»Ist da jemand?«, hörte sie die unsichere Stimme des Mädchens. Von der anderen Stimme, die Mariangela geweckt hatte, war ein Schluchzen zu vernehmen.

»Lass mein Kleid los, Fabio! Du musst keine Angst haben, nur weil es dunkel ist. Ich glaube, hier ist niemand. Komm, gib mir die Hand. Wir machen jetzt die Läden auf und das Fenster auch, damit der faule Geruch abziehen kann.«

Das Mädchen plapperte vor sich hin, klapperte mit den Fensterläden, viel lauter als nötig. Mariangela hätte ihm gern gesagt, dass es sich nicht fürchten sollte, weil niemand hier war außer ihr und der Mutter. Doch sie durfte nicht sprechen, um den Traum nicht zu verlieren. Ihre Mutter rief nach ihr, Vogelgesang aus weiter Ferne.

Der Arm, auf dem sie lag, war eingeschlafen und kribbelte fast unerträglich. Mariangela drehte sich ein wenig, ohne die Mutter loszulassen.

Der kleine Junge kreischte: »Legra, da, auf dem Bett! Da hat sich was bewegt!«

»Vielleicht eine Maus, die an den Lumpen knabbert. Oder Ratten.«

Scharf sog Mariangela die Luft ein. Lumpen. So eine Gemeinheit! Und Ratten gab es auch nicht im Bett, auch keine Mäuse, das hätte sie bemerkt. Oder war dieses Kitzeln an ihrem Fuß vielleicht ...? Angeekelt quietschte sie auf und trat zu.

»Keine Ratten, Fabio.« Die Stimme des Mädchens war jetzt ganz nah. Sie klang belustigt. »Sieht eher aus wie ein Eichhörnchen.«

Etwas packte Mariangelas Haare, sie schrie, dann wurden die Decken weggezogen. Geblendet von der plötzlichen Helligkeit, schlug sie um sich, bis sie freikam. Das fremde Mädchen wich ihren Schlägen rückwärts aus, stolperte über den Kleinen, der sich brüllend an ihre Beine klammerte, und fiel zu Boden.

Plötzlich war es still. Das fremde Mädchen rappelte sich auf.

»Du stinkst!«, schrie der Junge und fing sich dafür einen Klaps auf den Hinterkopf ein.

»Das ist mein Bruder Fabio«, sagte das Mädchen. Es war wunderschön mit seinen glänzenden schwarzen Locken und dem hellgrünen Kleid. »Ich heiße Allegradonna. Mein Vater schickt uns, Marcantonio, der Tischler.« Das Mädchen warf einen Blick auf das Spinnrad und den Stapel milchweißer Wollvliesbänder neben dem Fenster. »Wo ist deine Mutter? Sie hätte das restliche Geld für das Spinnrad bringen sollen, vor zwei Tagen schon.«

»Mama ist krank«, antwortete Mariangela heiser. Sie hatte schrecklichen Durst. Der Wasserkrug stand auf dem Tisch, doch sie wagte nicht, vom Bett aufzustehen. »Warum hast du Eichhörnchen zu mir gesagt?«

Allegradonna lächelte. »Dein Haar war alles, was ich von dir sehen konnte, ein dicker rotblonder Eichhörnchenschwanz.«

Mariangela mochte Eichhörnchen. Wenn sie sich in ein Tier verwandeln könnte, dann wollte sie ein Vogel sein oder ein Schmetterling. Doch wie ein Eichhörnchen von Ast zu Ast zu springen, die Stämme auf und ab zu huschen wäre auch nicht schlecht.

»Aber Eichhörnchen stinken nicht so eklig«, murmelte Fabio, duckte sich, um dem nächsten Klaps zu entkommen, und floh zur Tür. Mariangela konnte ihn nicht leiden.

»Hör nicht auf ihn, er ist erst fünf. Allerdings riecht es hier wirklich nicht gut.« Sie sah sich um. »Verdorbenes Fleisch vielleicht oder Fisch?«

»Das kommt von der Krankheit«, erklärte Mariangela. »Darf ich dich Allegra nennen? Wie alt bist du?«

»Elf. Alle nennen mich Allegra. Aber du hast mir deinen Namen noch nicht verraten.«

»Mariangela.«

»Ein Engel also, kein Eichhörnchen. Sagst du mir jetzt, Mariangela, wo ich deine Mutter finden kann? Ist sie im Hospital? Und wo ist dein Vater?«

Mariangela kaute auf ihrer Unterlippe, versuchte, sich an den rätselhaften Satz zu erinnern, mit dem die Mutter immer auf diese Frage geantwortet hatte. »Im Kampf für den geflügelten Löwen hingefallen.«

»Hingefallen?«, fragte Allegra.

Mariangela hob die Schultern. »Und nie mehr aufgestanden.«

Sie schwiegen. Schließlich folgte Allegra zögernd ihrem Bruder, der bei der Tür stehen geblieben war.

»Ich werde meinem Vater also sagen, dass deine Mutter krank ist.«

Das Brennen in Mariangelas Kehle nahm zu. Gleich würde sie wieder allein sein. Tränen sammelten sich in ihren Augen, ließen Allegras Kleid zu einer hellen Wasserfläche und ihr Gesicht zu dem der Mutter verschwimmen.

»Geh nicht weg!«, schluchzte Mariangela.

Mit stockenden Schritten kam Allegra auf sie zu. Mit gerunzelter Stirn blieb sie vor dem Lager stehen.

Mariangela beeilte sich zu erklären: »Meine Mama ist hier. Hier bei mir im Bett. Sie hat Fieber gehabt und gestern, als ich vom Wasser holen zurückkam, war sie auf einmal ganz kalt und hat nicht mehr mit mir geredet.« Sie wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht. »Ich hab sie zugedeckt mit allem, was wir haben, und mich zu ihr

gelegt, damit ihr wieder warm wird. Aber sie bewegt sich nicht.«

Nun, da sie es ausgesprochen hatte, würde sie nicht mehr zurückkehren können in ihren Traum. Tränen brannten salzig auf ihren aufgesprungenen Lippen. Mariangela schrie auf, schrie wie ein Vogel, bis die Nachbarn herbeiliefen und das Haus und die ganze Welt über ihr zusammenstürzten und sie nichts mehr spürte als Allegras Arme, die sie fest umschlungen hielten.

Zweites Kapitel



Ein Jubelschrei stieg in ihm auf, kribbelte in seiner Kehle, nur mit Mühe zu bezwingen. Andrea wartete, bis Maestro Giovanni und der Bauherr sich abwandten und angeregt plaudernd auf die Leiter zuschritten, die hinab ins Erdgeschoss führte. Erst als der kahle Kopf des Auftraggebers außer Sichtweite war, erlaubte er sich ein triumphierendes Lächeln und ballte die Rechte zur Faust.

Eben noch hatte es ihm fast den Magen umgedreht vor Aufregung, und jetzt war es geschafft: Sein Vorschlag, das mittlere Fenster des Saales zu vergrößern und an der Fassade mit Halbsäulen zu flankieren, war auf Zustimmung gestoßen. Mehr noch: der Maestro hatte die Urhebererschaft

der Idee nicht für sich reklamiert, sondern ausdrücklich ihn, Andrea, gelobt und als den fähigsten Gesellen bezeichnet, den er je ausgebildet hatte. Es sei ein guter Gedanke, die ohnehin schon vertikale Orientierung des schmalen Stadthauses auf diese Weise noch stärker zu akzentuieren.

Der Bauherr hatte ihm beigepflichtet: »Warum auf Grandezza verzichten, nur weil der Raum begrenzt ist?«, hatte er schmunzelnd gesagt und Andrea seine üppig beringte Hand auf die Schulter gelegt.

Die Anerkennung erfüllte Andrea mit Stolz, stärkte ihn wie der kräftig gewürzte Bohneneintopf der Meisterin, auf den er sich nach dem langen Arbeitstag freute. Hoffentlich gab es auch eine ordentliche Scheibe Speck dazu.

Mit einem Sprung stand Andrea auf der Fensterbrüstung und stieg hinaus auf das Gerüst. Die flachen Strahlen der Frühlingssonne ließen die Ziegeldächer orangefarben aufleuchten. Versunken betrachtete er das Spiel der Schatten auf der gegenüberliegenden Fassade. Ihm war, als würden Stein und Putz im sanften Licht lebendig. Wenn er nur könnte, würde er mit Licht bauen, es einfangen und modellieren und mit dem Schatten zu Gebäuden schichten, die seinen Ruhm in der gesamten terraferma erstrahlen ließen. Ach was, warum sich auf das venezianische Hinterland beschränken, in der gesamten christlichen Welt sollte man ihn rühmen.

Er bedachte sich selbst mit einer tiefen Verbeugung, presste die Hände aufs Herz und deklamierte mit himmelwärts gerichtetem Blick: »Teurer Andrea, wie armselig wäre die Welt ohne deine hochfliegenden Pläne!«

Hastig sah er sich um – es war niemand zu sehen – und dankte Gott. Sosehr er selbst auch auf seine glänzende Zukunft vertraute, so sicher war, dass jeder Zeuge ihn ob seiner Albernheiten ausgelacht hätte. Lächelnd wandte er sich der Sonne zu, die nun leuchtend orange den First eines Daches zu berühren schien. Er hob die hohle Hand, legte sie an den Saum der glühenden Kugel und bewegte den Kopf, so dass es für ihn aussah, als rolle er die Sonne am Grat entlang. Eigenartig, dachte er, dass die Farbe des Lichts gegen Abend wärmer, die Luft jedoch kälter wurde. Wieder einer dieser Gegensätze, die ihn in letzter Zeit beschäftigten – Licht und Schatten; Gefühl und Verstand; ewige Werke aus Stein, von vergänglichen Menschen geformt.

Der Gedanke an die Vergänglichkeit ließ ihn an seine Eltern denken. Heimweh blies ihm das Lächeln aus dem Gesicht und die Wärme aus den Gliedern. Mutters Bein war schlechter geworden, das hatte der Vater ihm geschrieben, vor Tagen schon, und er war noch nicht dazu gekommen, Maestro Giovanni um ein paar freie Tage zum bevorstehenden Pfingstfest zu bitten. So sehr hatte er sich gefangen nehmen lassen von der Zeichenfeder und den

Formen, die ihre zarten Striche im Stein zu wecken vermochten, dass er die eigenen Eltern vergessen hatte. Eine Schande. Noch heute beim Nachtmahl würde er um den Urlaub bitten.

Er gürtete seine Jacke enger, stieg zurück in das Gebäude und die Leiter hinab und trat durch das Tor auf die Straße, die schon im Dämmerlicht lag. Fröstelnd eilte er an Santa Maria dei Servi vorbei und stieß an der nächsten Ecke beinahe mit einem hünenhaften Mann zusammen, der ein Mädchen in den Armen trug.

»Hast du keine Augen im Kopf, Bursche!« Die Stimme des Mannes rumpelte wie Schotter aus seinem gewaltigen Brustkorb.

»Verzeiht, Maestro Marcantonio, ich bin es, Andrea, der Geselle von ...«

»Ach, der Steinmetz, jetzt erkenne ich dich. Und nun lass mich weiter.« Der Tischler drängte sich an ihm vorbei.

»Kann ich Euch helfen? Ist Eure Tochter krank?«

Marcantonio hielt inne. »Meine Tochter zum Glück nicht.«

Mit einer Kopfbewegung deutete er in die Richtung, aus der er gekommen war. In einiger Entfernung zerrte ein Mädchen unter kräftigem Geschimpfe ein greinendes Kleinkind hinter sich her. Der Tischler wies mit dem Kinn auf das rotblonde Mädchen in seinen Armen.

»Die hier ist ein Waisenmädchen. Armes Ding. Die Tochter der verwitweten Venezianerin, die für den alten Rosario gesponnen hat. Ihre Mutter ist am Fieber gestorben, und nun ...«

Er bewegte die Arme, schüttelte seine Last zurecht. Das Mädchen öffnete die geschwollenen Lider und blickte Andrea aus rotgeränderten Augen an. Noch bevor ein Lächeln auf seine Lippen gefunden hatte, wandte es den Kopf ab und barg ihn an der Schulter ihres Retters. Der drückte sie seufzend an sich.

»Du könntest mir schon helfen, Steinmetz. Allegra kann den Kleinen nicht den ganzen Weg tragen, du siehst ja.«

Inzwischen war das Mädchen bis auf wenige Schritte herangekommen. Andrea registrierte ihre üppigen Locken, die in Stein zu meißeln eine Herausforderung wäre, zu der ihm vermutlich die Geduld fehlte. Er beugte sich zu dem Kleinen hinunter, der mit vorgeschobener Unterlippe hinter den Rücken des Mädchens hervorlugte.

»Komm her, kleiner Ritter, ich setze dich auf meine Schultern, und wir reiten deiner Schwester davon.«

Er hob das Kind hinauf und war mit drei Galoppsprüngen neben dem Tischler, der ihm zunickte und seinen Weg wieder aufnahm.

»Danke, Junge.«

»Bringt Ihr die Kleine ins Waisenhaus, Maestro Marcantonio?«

»Nicht gleich. Wir nehmen sie mit nach Hause. Allegra will es so haben.« Er schnaubte. »Sie ist stur wie ein Maulesel.« Sein liebevolles Lächeln ließ seine Worte als Kompliment erscheinen.

»Ihr seid ein guter Mensch, Maestro Marcantonio.«

Der warf ihm einen Seitenblick zu, den Andrea nicht recht zu deuten vermochte.

»Man hört so allerlei über dich, Junge. Giovanni Pedemuro singt dein Loblied, gefragt und ungefragt. Und nun höre ich, dass du auch Menschenseelen wiegen kannst. Leg doch ein gutes Wort für mich ein, wenn du das nächste Mal mit den Heiligen speist!«

Andrea biss sich auf die Unterlippe. »Verzeiht die Respektlosigkeit, ich wollte nur ...«

Der Tischler rempelte ihn mit dem Oberarm, dass Andrea Mühe hatte, sich mit seiner Last auf den Beinen zu halten, und lachte. »So hell, dass du einen guten Spaß erkennen kannst, bist du auch wieder nicht, was?«

Andrea schwieg. Zu gern hätte er sich nach Allegra umgesehen, die knapp hinter ihnen ging, doch er befürchtete, dass Marcantonio in dieser Hinsicht wenig Spaß verstand. Also sprang er ein wenig herum, gebärdete sich wie ein bockendes Pferd, um die Aufmerksamkeit des Kleinen auf seinen Schultern zu gewinnen, und rief nach oben: »Stolzer Ritter, darf ich nach Eurem Namen fragen?«

»Fabio. Und du?«

»Ich bin Andrea della Gondola aus Padua, edler Ritter Fabio.«

»Was ist Padua?«

»Eine große und prächtige Stadt, eine Tagesreise von Vicenza entfernt. Mein Vater ist dort Müller und Schiffer.«

Der Kleine kicherte. »Dein Vater ist ein Pferd. Pferde können keine Müller sein.«

Marcantonio lachte dröhnend, und auch Andrea musste grinsen. Humor schien in der Familie zu liegen. Nur Allegra schenkte ihren Späßen keine Beachtung. Sie hatte aufgeholt, ging jetzt auf der anderen Seite ihres Vaters, betrachtete besorgt das Mädchen in seinen Armen und griff nach dessen schlaff schlenkernder Hand.

»Sie ist ganz kalt, Vater. Sie wird doch nicht ...?«

»Keine Sorge, sie ist nicht tot. Meine Schulter ist ganz nass von ihren Tränen.«

Darauf gab es nichts zu sagen. Beklommen legten sie die letzten Meter zurück. Am Tor der Tischlerei hob Andrea den Jungen von den Schultern und verabschiedete sich eilig. Er wollte nur noch heim, wollte essen und sich in seine Kammer unter dem Dach zurückziehen, wo er dem Herrn auf Knien für sein Schicksal danken würde. Was für ein Glückskind er doch war: siebzehn Jahre alt, und seine Eltern lebten noch, liebten ihn. Er durfte ein Gewerbe ausüben, zu dem es ihn von Kindheit an hingezogen hatte, und bei einem Maestro leben, der ihn wie einen Sohn

behandelte. Hatte er je hungrig ins Bett gehen müssen? Er konnte sich nicht daran erinnern.

Sehr lebhaft hingegen erinnerte er sich an die Schläge, die ihm sein erster Maestro in Padua verabreicht hatte. Noch heute fühlte er die Erniedrigung und den Hass auf Cavazza, der ihn nicht nur für Fehler, sondern noch lieber für Vorschläge und eigene Ideen verprügelt hatte.

Nun, er war entkommen. Sein Vater und sein lieber Pate hatten ihm zur Flucht verholfen, hatten ihn, als alle Verhandlungen nicht fruchten wollten, freigekauft. Ihrem Einsatz verdankte er, dass er heute in der Werkstatt von Pedemuro leben und arbeiten durfte, wo er schon jetzt mehr gelernt hatte als der Rattensohn Cavazza in seinem ganzen Leben.

Um wie viel elender würde das Leben dieses kleinen Mädchens verlaufen, das vielleicht halb so alt war wie er und schon elternlos. Die Züchtigungen, das karge Essen und die schwere Arbeit im Waisenhaus wären immer noch besser als alles, was danach kommen konnte. Ohne Mitgift hatte es kaum eine Chance auf einen ehrbaren Ehemann. Als Magd würde sie enden, wenn sie Glück hatte, als Hure im anderen Fall.

Aber vielleicht, dachte Andrea, hatte ja der Tischlermeister Mitleid, behielt sie selbst als Magd. Seine Geschäfte liefen gut, das war bekannt. Kurz kämpfte Andrea mit dem Impuls, zurückzulaufen und Marcantonio

diese Lösung vorzuschlagen, bis er sich eingestand, dass die Angelegenheit ihn rein gar nichts anging. Einen Vorschlag hatte er heute schon gewagt und Glück damit gehabt. Ein zweites Mal an diesem Tag einem Älteren gute Ratschläge zu erteilen würde möglicherweise als Respektlosigkeit aufgefasst, die ihm eine verdiente Ohrfeige eintrüge.

Ob sie Träume für ihre Zukunft gehabt hatte, die Kleine, wie er? Oder träumten Frauen immer nur für andere? Wie seine Mutter, die dem Vater beistand in allem, was er tat, deren einzige Sehnsucht auf den Erfolg und das Glück ihres Sohnes gerichtet war.

Er trabte durch die nächtlichen, nur vom Sternenglanz und einer schmalen Mondsichel erleuchteten Straßen. In Begleitung des gewaltigen Tischlers hatte er kein Unheil gefürchtet, doch nun meinte er in jedem Schatten einen Räuber zu sehen. Er legte die Hand auf das Messer, das an seinem Gürtel hing. Wie dumm, dass er nicht daran gedacht hatte, den Tischler um eine Fackel zu bitten. Er konnte nur beten, dass ihn kein Nachtwächter aufgriff.

Wenn doch die Straßen gleichmäßig erleuchtet wären, dachte er, an jedem Haus eine Fackel oder Laterne. Andererseits, wie hoch wäre dann die Brandgefahr? Besser wäre es, die Sterne sanken herab, um selbst dunkelste Winkel auszuleuchten, hingen glitzernden Bändern gleich über allen Gassen. Wie zauberhaft das von oben aussehen

müsste, wenn man etwa vom Monte Berico auf die Stadt herabsähe. Eine große Aufgabe für Andrea, den Baumeister des Lichts. Über jedem Platz sollte ein Mond schweben, auf der Piazza dei Signori gleich eine ganze Reihe von ihnen. Marmorne Säulen würden im Mondlicht unter schwarzem Himmel schimmern, im Wettstreit mit der blassen Haut der Mädchen. Ungefährdet könnten sie sich zu nächtlichen Tanzveranstaltungen auf die Plätze wagen, sich vor seinen Augen drehen. Schaut, würden sie rufen, dort steht Andrea, dem wir unser Glück verdanken, sieht er her, meint er mich?

Er lächelte den imaginären Jungfrauen zu und schwenkte elegant seine Kappe. Die Straßenräuber, so nicht auch sie nur in seiner Einbildung existierten, erschraaken vor seinen kunstvoll gesprungenen Tanzschritten, wichen zurück in die finstersten Schatten, vertrieben schon durch die Vorstellung künftigen Lichts.

Drittes Kapitel



Mariangela zwang sich, still im Finsternen zu liegen, mit offenen Augen, und die ruhigen Atemzüge des Mädchens zu zählen, das neben ihr unter der Decke schlief. Nur nicht daran denken, dass es nicht die Mutter war, die da lag.

Selbst nicht schlafen, nicht sprechen, nicht fühlen. Nur das Atmen konnte sie nicht lassen, sie hatte es versucht. Noch hing sie fest an einem dünnen Faden, der ihre Seele an den Körper band. Das hatte der Priester gesagt, den sie geholt hatten am zweiten Tag, weil sie weder sprechen noch essen wollte.

Immerhin – sie konnte ihren Körper verlassen, konnte sich selbst beobachten, etwa wenn sie mit der fremden Familie beim Essen saß. So sah sie also zu, wie ihr Löffel mit Gerstenbrei oder Suppe in den Mund geschoben wurden, sah sich sitzen, schlaff wie ein Lumpenpüppchen und ebenso leer.

Sie hörte, dass es so nicht weiterging, dass das Waisenhaus nicht weit und Besuch dort erlaubt wäre und welche Schande es sei, dass kein Verwandter sich um das Mädchen kümmern mochte. Das waren Worte, die Allegras Mutter sprach. Lisbet nannte der Tischler sie. Ein Name, so fremd, dass er Mariangela sicher zum Lachen gebracht hätte, früher.

Allegra redete viel, vor allem abends, wenn sie gemeinsam unter der Decke lagen. Dann erzählte sie von der Familie und ihren Freundinnen und davon, wie ihr Leben aussehen würde, wenn sie endlich einen eigenen Haushalt führte. Sie redete und redete, überschüttete Mariangela mit Wörtern, als hoffte sie, diese würden sie irgendwann füllen und müssten dann über Mariangelas

Lippen wieder herausrinnen. Doch Wort um Wort rieselte sandkorngleich in die große Leere, und es würde viele Tage dauern, hunderte, tausende, bis sie überquollen.

Mariangela sah zu, wie sich Allegras Miene verfinsterte, lange bevor sie die Beherrschung verlor und ihrer Mutter widersprach. Dass sie das Haus mit ihrem Schützling verlassen würde, schrie sie, dass die Heilige Jungfrau selbst sie zu Mariangela geführt und ihr befohlen hätte, diese dem Tod zu entreißen. Mariangela hörte ihre Beschützerin aufheulen, als Lisbet ihr einen Schlag auf den Hinterkopf versetzte, weil es eine gotteslästerliche Sünde sei, die Heilige Jungfrau für ihren Starrsinn verantwortlich zu machen.

Der kleine Fabio schnitt seiner Schwester Grimassen, von den Eltern unbemerkt. Mariangela sah Allegra die Zähne zusammenbeißen, sah sie den Löffel in die erkaltete Suppe tauchen und ihn ihr mit flehendem Blick an die blassen Lippen heben. Mariangela spürte nichts, öffnete dennoch den Mund und schluckte, wieder und wieder.

Einige Tage werde man noch abwarten, grummelte der Vater gutmütig, doch spätestens zu Pfingsten müsse eine Entscheidung fallen.

»Einige Tage«, wiederholte Lisbet und verdrehte die Augen. Fabio streckte Mariangela hinter dem Rücken des Vaters die Zunge heraus.

An einem wolkigen Tag, als Allegra mit der Mutter außer Haus war, um Besorgungen zu machen, schlich sich Mariangela in den Hof und nach hinten in die Werkstatt des Tischlers. Es war der Duft des frischen Sägemehls, der sie lockte. Sie kauerte sich in ein Eck, schloss die Augen und atmete den Geruch ein, der so frisch war und warm und der sie an nichts erinnerte, was sie kannte.

Der Lehrbub verspottete sie, als er bemerkte, wie sie an den Sägespänen schnüffelte. »Matta«, sagte er. »Pazza«, Verrückte. Er bewarf sie mit einer Handvoll Späne, die in ihrem Haar hängenblieben.

Der Tischler, der eben mit einem der Gesellen einen Kasten zusammenfügte, schwenkte drohend die Hand und rief den Burschen zu sich. Seine Stimme klang, als käme sie aus den Tiefen der Erde.

Mariangela zählte stumm bis tausend und wischte mit den Fingerspitzen Spuren in das Sägemehl, das den Boden bedeckte. Sie konnte nicht schreiben, doch zählen konnte sie, besser als viele Erwachsene. Weil es sie immer schon beruhigt hatte, große Zahlen auf ihrer Seite zu wissen. Zwei Brote waren besser als eines, und wer zehn Münzen hatte, musste sich nicht entscheiden zwischen Bohnen und Speck. Wenn von den tausend Blättern eines Baumes drei fielen, wurden sie nicht vermisst. Nur die letzten, die sich im Herbst an ihre Zweige klammerten, wurden bemerkt, betrauert vielleicht.

Tischler, Geselle und Lehrbub hatten den Kasten auf den Karren geladen und brachten ihn fort. Auch der zweite Geselle verließ die Werkstatt, ohne von Mariangela Notiz zu nehmen.

Mariangela erhob sich vorsichtig, als könnte sie bei jeder Bewegung zerbrechen, und durchstreifte die Werkstatt, betastete hier und da ein Stück Holz, legte schließlich einen Finger an die Zähne der großen Säge. Drückte fester, bis ein Tropfen Blut hervorquoll, prall und rund wie eine Perle. Sie schob den Finger in den Mund, dass der Tropfen nicht zu Boden fiel, saugte, bis nichts mehr kam. Schweren Schrittes schleppte sie sich hinaus, über den Hof in die Küche und zurück in Allegras Kammer. Sie ließ sich auf das gemeinsame Bett fallen und wartete.

Am nächsten Tag lebte sie noch immer. Lisbet drückte ihr eine Spindel in die Hand, weil sie spinnen können musste, das konnte jedes Mädchen, und dieses erst recht, wo doch die Mutter damit ihr Geld verdient hatte. Mariangela hielt die Spindel in der Hand, bis sie es nicht mehr ertrug und sie fallen ließ. Nie wieder würde sie eine anrühren, gerade wegen der Mutter.

»Schon wieder Tränen«, sagte Lisbet ärgerlich. Dabei meine man es doch nur gut. Sie schlug mit der Hand auf den Tisch, schüttelte den Kopf, dass sich eine blonde

Strähne aus ihrer Flechtfrisur löste. Ihre lange Nase war an der Spitze ganz weiß.

Allegra kam, legte die Arme um Mariangela, die weinend am Tisch saß, flüsterte tröstende Worte in ihr Ohr. Dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf, knetete Nudelteig. Als Fabio den Honigtopf umwarf und Lisbet ihn anschrte, stand Mariangela auf und ging hinüber in die Werkstatt.

Irgendwann ging der Tischler neben ihr in die Knie, hielt ihr einen Gegenstand unter die Augen. »Schau«, sagte er, »das habe ich für dich gemacht.« Es war ein Pferd aus Holz, so klein, dass sie die Hand darüber schließen konnte, glatt und warm. Sie hielt es fest.

Ob er ihr zeigen sollte, wie er es gemacht hatte?

Sie vermochte nicht zu antworten, nicht einmal zu nicken, aber ansehen konnte sie ihn und zusehen, wie er ein weiteres Holzstück aus der Kitteltasche zog und es mit dem Schnitzmesser bearbeitete. Man müsse spüren, welches Tier im Holz schlief, sagte er, und es befreien. Es sei ganz einfach und doch den wenigsten möglich. Er fand eine schlafende Katze, schälte sie behutsam aus ihrem Gehäuse und stellte sie auf ein Wandbord, um sie später zu polieren.

Auf dem Boden vor Mariangela lag nun das Schnitzmesser, daneben einige Holzreste. Niemand hätte in diesen verborgene Formen entdecken können, ob sie ihr Glück versuchen wolle, fragte der Tischler und erhob sich